-Düsseldorfer Sonntagsblatt-

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt

Nr. 17 Sonntag, den 25. April 1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Blank.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Wie gefällt es dir hier?"

„Schön ist es! Wie sich hier die Berge mit den reichen Wäldern ineinanderschieben, als wollte sich einer hinter dem anderen verstecken, wie in den Tälern die Saatfelder in leuchtendem Gold liegen, die kleinen stillen Dörfchen dazwischen mit den weißen Kirchtürmen; alles ist so, als schlummerte hier ein ewiger Frieden, ein verträumtes Märchen."

„Und doch haben diese Täler schon so viele Kämpfe und Schrecken des Krieges gesehen."

„Ich weiß es! Aber nun wird dieser Friede wohl nicht mehr gestört werden. Deutsch ist jetzt der Boden, und Deutschland hält gute Wacht."

Ein festes, sicheres Vertrauen sprach aus dem Tone der Entgegnung.

Die Begleiterin aber seufzte.

Da hob die zweite den Kopf:

„Was hast du dagegen?"

„Das sind Dinge, von denen wir Frauen nichts verstehen. Das habe ich schon so oft hören müssen. In diesen Grenzgebieten wird oft von jener Zeit gesprochen, da noch Frankreich hier herrschte, und bei vielen äußert sich ein Verlangen nach jener Zeit."

„Das sind die Unzufriedenen, die überall sind. Glaube es mir, alle, die so sprechen, würden erschrecken, wenn der Feind in diesen Frieden eindringen würde!"

„Lassen wir das Gespräch. Wenn es dir hier nur gefällt! Wenn nur du hier eine Heimat finden kannst!"

„Ich glaube es, denn die Augen können sich nur freuen."

„Und Schloß Lorriand selbst?" fragte die Begleiterin weiter.

„Das ist wie ein von Geheimnissen erfülltes Märchen; es liegt so im Walde versteckt; dabei ragt der alte Turm über die Wipfeln und Baumkronen hinaus, als wollte er über die Lande hinschauen wie ein Wächter, wie ein alter Torwart, um gleich vor dem Nahen von Feinden warnen zu können."

„Du bist eine Träumerin, Martha! Und für dich ist Lorriand allerdings wie geschaffen, um deine Gedanken ausfliegen zu lassen."

Das Gespräch wurde auf dem Wege nach dem Schlosse Lorriand geführt.

Die eine der Damen war Helene de Mélandre, die junge Frau des Schloßherrn von Lorriand, der die schöne Tochter eines deutschen Beamten in das alte, lothringische Adelsgeschlecht aufgenommen hatte.

Die andere mit den dunklen Träumeraugen war deren Nichte, eine Doppelwaise, die nun hier in den Grenzlanden eine neue Heimat finden und vergessen sollte, wie viel sie verloren hatte. Es war allerdings schon mehr als ein Jahr verstrichen, seit Martha Rothenau den Vater verloren hatte, aber sie trug immer noch schwarze Kleider, die ihre eigenartige Schönheit mehr zur Geltung brachten. Ihr Gesicht war blaß, die Haut mattschimmernd, so daß an den Schläfen die Adern wie Perlmutter durchleuchteten, das Haar tiefschwarz.

Helene de Mélandre war in der äußeren Gestalt das Gegenteil ihrer Nichte; sie war wohl nicht viel älter, aber sie hatte ein frisches, rotwangiges Gesicht, goldblonde, dichte Haare und leuchtende, blaue Augen. Nur ein paar unscheinbare Fältchen, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln gingen, mochten etwas davon verraten, daß Helene de Mélandre auch schon manche schwere Stunde erlebt hatte.

General Liman von Sanders,
Kommandant der Dardanellen-Armee.

Martha Rothenau, die einer alten Offiziersfamilie entstammte, und die in ihrem Wesen und in ihrem Empfinden im Deutschtum wurzelte, deren Urgroßvater unter den Lützowschen Freischaren gekämpft und damals auch den Tod für sein treues deutsches Herz gefunden hatte, konnte die zweifelnden Andeutungen der Tante, die ihr wie eine innige Freundin zugetan war und ihr noch eine neue Heimat schenken wollte, nicht vergessen.

„Dreiundvierzig Jahre sind die Berge, die Fluren und Dörfer deutsch; und nur Reichtum und Segen blühte unter dem Schutze des deutschen Schwertes. Wer kann hier im Ernste die Rückkehr französischer Herrschaft wünschen?"

„Du weißt das nicht!"

„O, wenn ich nur einmal zu solchen Leuten sprechen dürfte!"

Ein leises Lächeln huschte über das Gesicht von Helene de Mélandre.

„Du hast die Begeisterung deiner Jugend und das Blut deiner Ahnen!"

„Ja! Und darauf bin ich stolz. Wer das nicht zu erkennen vermag, wie viel Erhabenes deutsche Kultur der Welt bereits schenkte, welche Werte deutscher Geist in ungezählten Erfindungen bereits geschaffen hat. Wie die deutsche Kunst emporwuchs, der kann nur von blindem Haß erfüllt sein, der müßte selbst die Strahlen der Sonne leugnen."

„Wie sicher das klingt! Aber auf Lorriand wirst du doch manch anderes Wort hören."

„Hier?"

„Ja! Du wirst dich damit abfinden müssen. Deshalb sage ich es dir gleich."

„Doch nicht Raoul?"

„Er schweigt zumeist. Aber seine Gedanken mögen oft den anderen recht geben."

„Seinem alten, gelähmten Vater?"

„Ja! Marcel de Mélandre kann jene Zeit nicht vergessen, da die Trikolore auf Schloß Lorriand wehte."

„Dies mag entschuldbar sein," erwiderte Martha Rothenau. „Seine Kindheit, seine Jugendzeit und sein Werden hatten ganz unter französischem Einflusse gestanden. Er hatte doch auch im Jahre 1870 unter den französischen Truppen mitgekämpft. Da kann ich dem kranken, alten Mann nicht zürnen, wenn er die längst entschwundene Zeit nicht vergessen will und in den Deutschen immer noch Eindringlinge sieht. Aber was Deutschland Loth-

ringen in diesen letzten vier Jahrzehnten schenkte, das muß die Herzen der Nachkommen deutsch gemacht haben, wie ja der Boden schon deutsch gewesen, ehe er von den Franzosen genommen worden war."

„Du wirst — wie ich dir schon sagte — ja selbst noch manches hören."

„Hast du dich denn nicht dagegen aufgelehnt, wenn ein Wort gegen Deutschland fiel?"

„Frauen verstehen nichts von Politik. Das würde auch dir geantwortet werden. Und wem können Worte schaden? Es ist eben ein Austausch von Meinungen."

„Daran würde ich mich immer beteiligen, und niemand würde es mir verwehren können."

Mit solchen Gesprächen waren die Beiden nach dem Schlosse Lorriand gekommen.

Wie dieses von Martha Rothenau schon beschrieben worden war, so stand es im Grenzwalde.

Alte Mauern umfriedeten den großen Hof; über dem Tore aber war ein verwittertes Wappen, das kaum noch die Zeichnung erkennen ließ.

Über die Mauern, die noch alte, zerfallende Schießscharten aufwiesen, und an denen Efeu und wilder Wein emporkletterten, ragte das eigentliche Schloß, ein Bau in altnormanischem Stil. Ein Turm, der einen plumpen Eindruck machte, schaute über die hohen Baumkronen hinweg.

In dem Speisezimmer waren die beiden Damen schon von Marcel de Mélandre erwartet worden; dieser saß in einem Lehnstuhle, den er nicht verlassen konnte und der deshalb von einem Diener gefahren werden mußte; auch mußte der alte Herr von dem Diener in das Bett gehoben werden. Marcel de Mélandre hatte schneeig weißes Haar, bartloses Gesicht, das von ungezählten Runzeln zerrissen war, eine braune Hautfarbe und knochige, zitternde Hände. Da er immer in sich zusammengekauert saß, so war schwer zu bestimmen, von welcher Größe er sein mochte.

Auch Raoul de Mélandre, der Sohn des Alten und Helenens Gatte war zugegen; er war breitschultrig und groß, hatte dunkles Haar und ebensolchen Knebelbart, dabei unstet flackernde Augen.

Begrüßende Worte wurden ausgetauscht, Fragen über den Spaziergang wurden gestellt und beantwortet, meist etwas gleichgültige Redensarten; dabei zeigte Raoul de Mélandre stets eine sehr entgegenkommende Liebenswürdigkeit.

Marcel de Mélandre schwieg zumeist, beobachtete aber die neue Mitbewohnerin des Schlosses Lorriand unablässig; seine Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen.

Für Martha Rothenau bedeuteten alle Wahrnehmungen in der neuen Umgebung vollkommen fremde Eindrücke.

Nicht ohne bange Furcht war sie hierhergefahren; sie hatte auf der Reise immer wieder den herzlichen Brief gelesen, der ihr diese neue Heimat angeboten hatte, aber wenn sie auch an den guten Willen ihrer Tante glaubte, die nur um einige Jahre älter war, so hatte sie deren Gatten vorher noch nie gesehen. Würde sie schließlich nicht als ein Eindringling gelten?

Aber diese Sorge war in der ersten Stunde verflogen.

Raoul de Mélandre war ihr entgegengekommen, als hätte sie sich auf dem Schlosse längst schon ein Zugehörigkeitsrecht erworben. Nicht mit einem Worte, nicht mit einer Bewegung oder einem harten Tone ließ er fühlen, daß sie eigentlich doch als Fremde angekommen war; mit der gleichen Liebenswürdigkeit behandelte er auch seine junge Frau, so daß Martha Rothenau nur den Eindruck haben konnte, daß sie in eine glückliche Ehe gekommen war.

Wunderlich war ihr der alte Herr, der Gelähmte, von der ersten Begegnung an vorgekommen. Er sah körperlich völlig gebrochen aus, während in seinen Augen noch ein leidenschaftliches Feuer zu flackern schien; er begrüßte sie französisch, was sie aber deutsch erwidert hatte, trotzdem sie die französische Sprache ebenso beherrscht hätte. Manchmal war es Martha Rothenau dann auch erschienen, als wären seine Augen nicht in freundlicher Absicht zu Helene de Mélandre hinüberglitten.

Sollte der Alte die Deutsche als seine Schwiegertochter nur widerwillig aufgenommen haben?

Aber der war doch ein Greis, der zu allem der Hilfe eines Dieners bedurfte! Dieser gebrechliche Mann konnte doch auf dem Schlosse Lorriand keine Macht ausüben! Sein Sohn hatte sich Helene selbst gewählt und wußte diese sicherlich ebenso zu schätzen wie zu schützen.

Martha Rothenau war zufrieden.

Nach dem Tode des Vaters, der ihr nur ein ganz bescheidenes Vermögen hinterlassen hatte, war sie als Erzieherin in ein Haus gekommen, in dem sie am schwersten hatte fühlen müssen, wie heimatlos die Trägerinnen solcher Stellungen waren. Sie hatte wohl am gleichen Tische mit der Familie essen dürfen, aber ganz am Ende der Tafel, merklich von den anderen getrennt; sie hatte einmal auch sehen müssen, daß Schränke und Schubfächer versperrt worden waren, weil sie in der Wohnung allein zurückbleiben sollte. Diese kleinlichen und peinlichen Zurücksetzungen hatten nun ein Ende und deshalb war ihr dieser neue Tag als ein glücklicher erschienen, als sie Helene de Mélandre nach ihrem Schlafzimmer führte.

Beim Nachtgruße hatte Raoul de Mélandre noch zu ihr gesagt: „Träumen Sie gut in dieser ersten Nacht, denn das ist immer eine gute Vorbedeutung für die kommende Zeit."

Eine so gute Aufnahme hatte sie sich nicht erhofft.

Das Schlafzimmer, das ihr angewiesen wurde, lag im ersten Stockwerk.

Es war ein mäßig großer Raum, von dem aus drei Fenster nach dem Hofe mündeten; ein weiteres Fenster war neben der Türe und gewährte einen Blick auf den hohen Korridor hinaus, auf dem verschiedene Ahnenbilder hingen, die in verblichenen Farben die einstigen Herren und Besitzer des Schlosses Lorriand zeigten. Die Bilder waren in Lebensgröße in breiten, alten Goldrahmen, die nur wenig über dem Steinboden abschlossen.

Ein Himmelbett mit schweren, seidenen, niederfallenden Portieren stand so im Schlafzimmer, daß der Blick zu jenem Fenster fiel, das auf den Korridor mündete. Die übrigen Möbel waren aus dunklem Eichenholz, wiesen kunstvolle Schnitzereien auf und erzählten von einer fernen Zeit, ebenso die alten Gobelins, die als Schmuck die Wände überspannten.

Der Schein des Lichtes verlieh dem Raum einen eigenartigen Reiz, den Martha Rothenau sofort fühlte:

„Wie seltsam der Raum hier anmutet! Ich glaube, ich werde in den Kissen des Bettes dort von den Zeiten träumen, da die schöne Königin Marie Antoinette noch an ihr Glück geglaubt hatte. Ich werde die Kavaliere Ludwig XVI. durch die Korridore huschen sehen. Aus jener Zeit mag wohl die Einrichtung dieses Gemachs stammen."

„Allerdings! Du scheinst auch dafür viel Verständnis zu besitzen."

„Wozu mag nur jenes Fenster da sein, das auf den Korridor führt?"

„Das weiß ich selbst nicht. Da Lorriand ein altes Schloß ist, wirst du dich in diesem an so manche Wunderlichkeiten gewöhnen müssen. Du bist eine Träumerin! Vielleicht ersinnst du dir die Geschichte zu diesem Fenster, das aber nicht einmal zu öffnen ist."

„Nicht zu öffnen?" Martha Rothenau trat näher an das Fenster, das ebenso hoch und breit war wie die anderen. Und sie konnte sich nun überzeugen, daß die Fensterrahmen in die Mauer eingebaut waren, daß aber keine Vorrichtung vorhanden war, einen der beiden Fensterflügel zu öffnen. „Das Fenster konnte doch nicht zwecklos eingebaut worden sein? Licht und Luft kann es doch nicht mehr geben als die drei anderen?"

„Nein! Vielleicht erzählt dir das Fenster im Traume seine Geschichte."

Martha Rothenau blickte auf den Korridor hinaus, wobei sie das Gesicht gegen das Fenster preßte, da der Korridor von keinem Lichte mehr erhellt war. Und ihr Blick fiel auf eines der Ahnenbilder, das gerade dem Fenster gegenüber hing.

„Wer ist das? Das Fenster ist so angebracht, als wollte dieser Ahne immer hier hereinsehen."

Da lachte Helene de Mélandre:

„Welche Gedanken du immer hast! Aber wahr ist es. Gerade der alte Marquis Georges de Lorriand sieht in dein Schlafzimmer,

Zum Besuch des Generals Pau in Serbien.

den stellt das Ahnenbild dar; aber da dieser schon im Jahre 1816 gestorben ist, so wird er deine Nachtruhe kaum stören. Außerdem kannst du die Vorhänge auch von diesem Fenster schließen und damit jeder Neugierde des alten Marquis ein Ende machen. Nun gute Nacht! Solltest du am Morgen irgend einer Hilfe bedürfen, dann brauchst du nur dort zu läuten, und das Zimmermädchen wird sofort kommen."

Noch ein herzlich gemeinter Kuß, wie ihn zwei Freundinnen austauschen, und Martha Rothenau war allein.

II.

Für einen Augenblick blickte Martha Rothenau durch das Fenster nach dem hellerleuchteten Korridor; dabei sah sie jetzt erst vollbeleuchtet das Bild des Marquis de Lorriand, der wie ein Wächter in ihr Schlafzimmer schaute; auf ganz dunklem Hintergrunde, der nur ungewiß die Umrisse eines Vorhanges mehr ahnen als sehen ließ, zeichnete sich am schärfsten das fahle, bartlose Gesicht mit dem weißen Haar ab, ebenso auch die schmalen weißen Hände. Dieser Ahnenherr war in einen schwarzen Venezianermantel gehüllt und trug einen breitrandigen Hut. Durch den wirksamen Kontrast von Hell und Dunkel hatte der Künstler erreicht, daß das Antlitz selbst um so mehr Leben verriet, daß man in den Augen noch die Leidenschaften des längst gestorbenen Marquis Georges de Lorriand erraten zu können vermeinte.

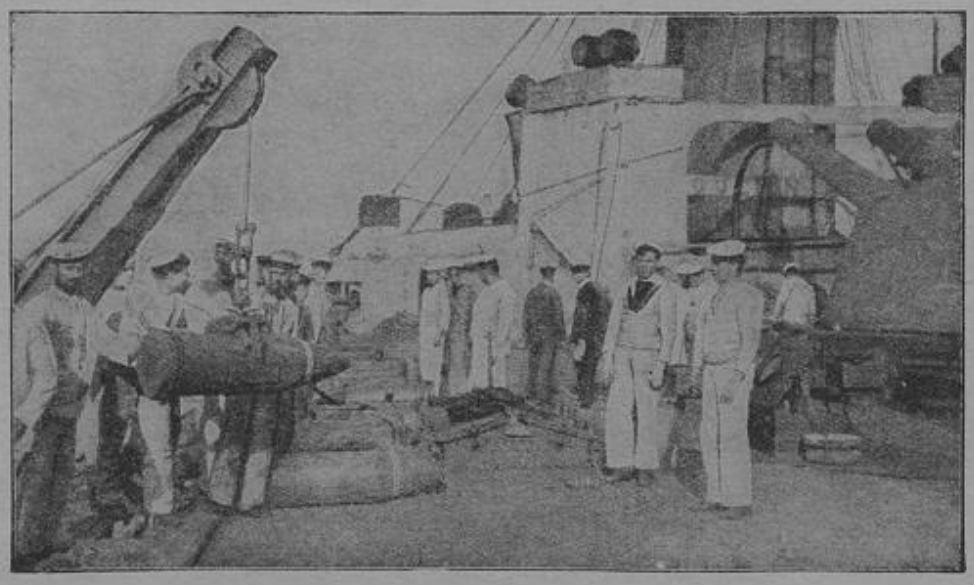
Dann entschwand das Licht immer mehr und der Korridor lag wieder im Dunkel.

Aber aus dieser Finsternis leuchteten in mattem Schimmer immer noch das bleiche Gesicht mit den großen Augen und die schmalen Hände.

Als wollte er immer hier hereinsehen! Gerade so!

Wider ihren Willen mußte Martha Rothenau unablässig daran denken; selbst als sie die schweren Vorhänge an jenem Korridorfenster geschlossen hatte, konnte sie von der Empfindung nicht frei werden, als könnten jene Augen des toten Marquis Georges de Lorriand selbst durch die schweren Stoffe des Vorhanges dringen.

Freilich war das nur ein Gedanke! Das Bild stellte ja den Marquis de Lorriand dar, der im Jahre 1816 bereits gestorben war. Und Tote sehen nichts mehr.



Zum Angriff auf die Dardanellen.

Helene hatte recht, daß Martha gerne träumte; und deshalb suchte sie bereits Geheimnisse und Geschichten. Die eigenartige Umgebung und das vorausgegangene Gespräch hatten die Phantasie von Martha Rothenau angeregt.

Natürlich sperrte der Vorhang jeden zudringlichen Blick in ihr Zimmer ab.

Schlafen wollte sie! Nicht Geschichten nachsinnen. Schlafen, ausruhen, denn sie hatte doch eine so gute Aufnahme gefunden, daß sie nur froh sein durfte, glücklich — ach so glücklich! — und darüber hatte der Schlaf die Augen von Martha Rothenau zugedrückt.

Sie wußte keine Zeit, wie lange sie geschlafen haben mochte. Aber aus irgend einem dumpfen, unerklärlichen Gefühl war sie aufgeschreckt; sie richtete sich schlaftrunken auf und starrte zu dem Korridorfenster hin.

Es war ihr erschienen, als wäre ein Lichtschein durch das Zimmer gehuscht, als wäre er breit und hell quer über den Boden gefallen und hätte dabei auch ihr Bett gestreift.

Nein!

Eine tiefe Dunkelheit erfüllte den Raum.

Sie erkannte nur den Vorhang, der etwas auseinander klaffte.

Durch diesen Spalt konnte von außen, vom Korridor wohl ein Lichtschein hereingefallen sein; aber dort außen lag doch auch Finsternis.

Sie beugte sich vor!

Irrte sie sich?

Ein helleres Leuchten war auf dem Korridor, nur ein flüchtiger Schein.

Es erschien Martha Rothenau, als hätte sich ein bartloses Gesicht mit weißem Haar dicht an das Fenster gedrückt, um zu ihr hereinsehen zu können; sie erkannte die beiden Hände, die sich nun gegen das Fenster lehnten. Und in dem matten Lichte, das von der Seite herfallen mußte, war es ihr, als wäre das Ahnenbild des Marquis de Lorriand aus dem hohen Goldrahmen verschwunden. Der alte, breite Rahmen schloß nur noch eine große, dunkle Fläche ein.

Das gespenstig weiße Gesicht mit den leuchtenden Augen aber, das von dem breitrandigen Hute nur wenig beschattet war, schaute durch das Fenster.

Konnte denn das Bild aus dem Rahmen gestiegen sein?

Dicht am Fenster war die Gestalt in dem dunklen, faltenreichen Mantel, ganz außerhalb des Rahmens, der die Gestalt vorhe umschlossen hatte.

Träumte sie denn?

Martha Rothenau sprang aus dem Bett, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Sie wollte nicht mehr träumen und nicht von einem Traumbild, das sie noch im Erwachen verfolgte, erschreckt werden. Sie besaß genügend Mut, um nicht an Gespenster zu glauben, und um sich selbst von Tatsachen zu überzeugen.

Da war der fahle Schein verschwunden; der Spalt, der zwischen den zusammengeschobenen Vorhängen klaffte, war völlig dunkel und auch das bleiche Gesicht mit dem weißen Haar, das sie zu sehen vermeint hatte, war fort.

Hatte sie wirklich geträumt?

Es konnte doch keine Gespenster geben!

Sie ging an das Fenster, schob den Vorhang weiter auseinander und drückte nun ihr eigenes Gesicht gegen die kühlende Glasscheibe, um nach dem Bilde des Marquis Georges de Lorriand zu sehen.

Drüben an der dunklen Korridorwand zeichnete sich der Rahmen des Bildes ab; und aus dem Bilde schimmerten das Gesicht und die weißen Hände heraus. Der tote Marquis de Lorriand stand wieder nur innerhalb des Rahmens und auf der Leinwand.

So hatte sie also doch nur geträumt und in dem schlaftrunkenen Zustande des Erwachens hatte sie das Traumbild noch am Fenster zu sehen vermeint.

Das mußte die natürliche Erklärung sein.

Martha Rothenau ließ jetzt die Vorhänge nach dem Korridor etwas geöffnet; und als sie wieder in den Kissen lag, starrten ihre Augen noch lange nach dem Korridor.

Aber die Gestalt des Marquis Georges de Lorriand verließ die Stelle nicht mehr, die ihm jener Meister des Pinsels auf der Leinwand angewiesen hatte. Es war dies auch nicht anders denkbar.

Martha Rothenau begann über die Torheit zu lächeln, mit der sie geglaubt hatte, der tote Marquis könnte aus dem Rahmen des Bildes herausgestiegen sein, um besser in ihr Zimmer sehen zu können.

Mit diesem Lächeln war sie nochmals eingeschlafen.

Diesmal war es ein traumloser Schlaf, aus dem sie erst erwachte, als draußen auf dem Korridor bereits das Licht des neuen Tages lag. Nur im Schlafzimmer herrschte noch etwas Dämmerlicht, da die Vorhänge an den drei Fenstern zum Hofe dem Tageslicht den Zugang verwehrten.

Martha Rothenau öffnete die Vorhänge; dann machte sie rasch Toilette, um beim Frühstück nicht allzu spät einzutreffen.

Ein schöner Sommertag war wiederum angebrochen.

Jetzt, da die Sonne auch den verstecktesten Winkel dieses Raumes erfüllte, hatte dieser nichts phantastisches mehr, nichts wunderliches und seltsames. Das waren geschnitzte Möbel aus der Zeit Ludwig XVI., die Gobelins zeigten Schäferspiele und galante Szenen nach Bildern Watteaus.

Aber sonst? Die Hügel die durch die Fenster in der Ferne zu sehen waren, die alten Baumkronen, die Schönheit der Natur lenkten die Gedanken ab.

Als Martha Rothenau dann ihr Schlafzimmer verließ, ging sie draußen auf dem Korridor zu dem Bilde des Marquis Georges de Lorriand und blieb dicht vor diesem stehen. Das Bild hatte zweifellos einen sehr bedeutenden künstlerischen Wert. Das bartlose Gesicht war mit solcher Darstellungskraft getroffen.

daß in den Zügen wirklich Leben zu sein schien. Das feine Geäder an den Schläfen schien die pochenden Pulsschläge zu verraten, und die dunklen Augen schauten wie sprechend von dem Bilde.

Martha Rothenau hatte die Kunst so schätzen gelernt, daß sie über das Bild nur Freude empfand.

Die Leinwand selbst, besonders in den tiefen Schatten des Hintergrundes, wies eine Anzahl kleinerer Risse und Sprünge auf.

Martha Rothenau nickte dem Bilde lachend zu:

„Ein zweitesmal wirst du mich ja nicht mehr erschrecken. Du wirst hübsch auf deiner Leinwand bleiben und ahnungslose Schläfer nicht mehr in Unruhe versetzen!"

Dann ging sie weiter.

Im Speisezimmer traf sie bereits Raoul de Mélandre und Helene an.

Helene de Mélandre stand am Büfett, mit dem Rücken gegen die Kante angelegt, nach der auch ihre Hände zurückgegriffen hatten.

An einem Fenster war ihr Gatte, dessen Brauen eben dicht zusammengeschoben waren.

Kaum aber war Martha Rothenau eingetreten, als er ihr sofort entgegeneilte; er ergriff ihre Hand, die er liebenswürdig an seine Lippen führte:

„Haben Sie gut geschlafen? Jedenfalls begrüßt Sie der schönste Sommermorgen."

„Ich danke! Ich war nur einmal wach geworden. Hoffentlich störte ich gerade nicht."

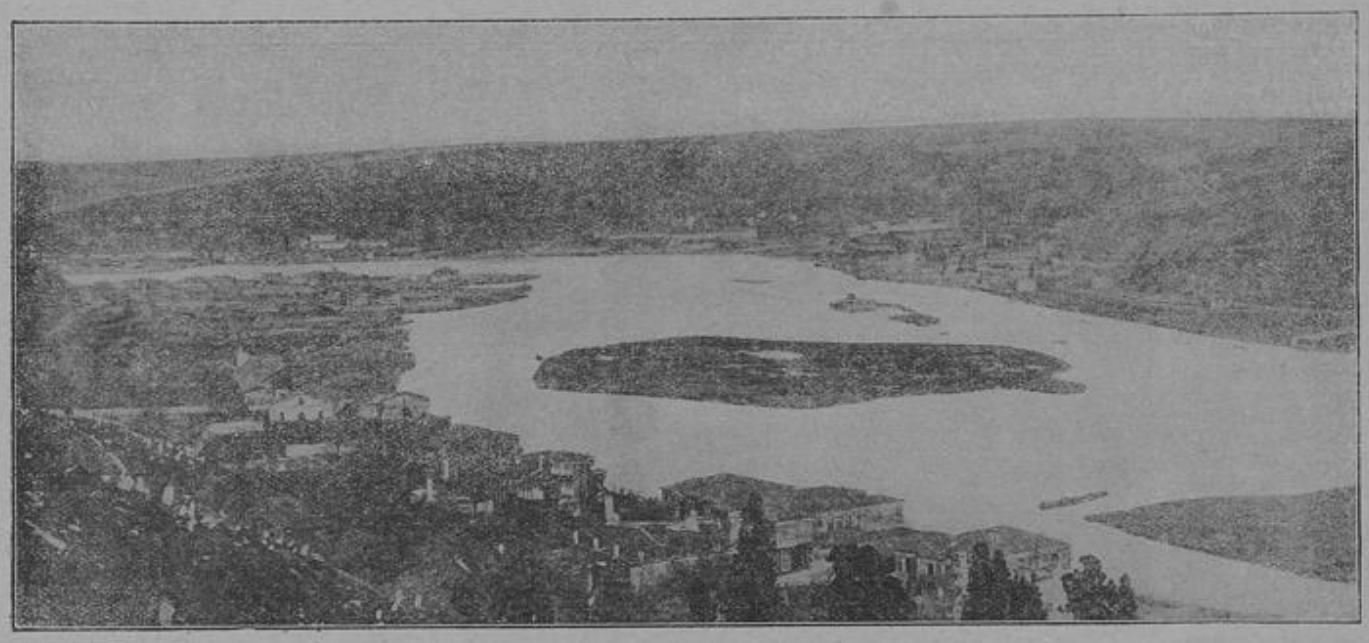
nachts noch von dem Bilde gesprochen hatten, ist die Sinnestäuschung um so begreiflicher."

„So ist es gut! Der Marquis im Mantel soll den gesunden Appetit zum Frühstück nicht stören."

Und da nun auch der Gelähmte in das Zimmer gefahren wurde, setzten sich alle an den Tisch.

III.

„Der Marquis mit dem Mantel war es gewesen. Ich hatte infolge meiner Zahnschmerzen nicht schlafen können und hatte diese Nacht schlaflos im Bett gelegen; ich wollte dann nach der Küche gehen, weil ich dort etwas Watte und eine Zahntinktur wußte, die mir helfen sollte. Ein Licht nahm ich nicht mit, da ich doch auch im Dunklen den Weg leicht finden konnte. Als ich zu dem Korridor im ersten Stocke kam, da schien es mir, als müßte dieser von einem Licht erhellt sein. Ich schaute daher den Korridor entlang. Da sah ich auf dem Korridor stehend den Marquis im Mantel, wie er auf dem Bilde ist, mit dem langen Radmantel, das weiße Haar leuchtete unter dem Hutrande und das bartlose Gesicht war scharf beleuchtet. Ich war so erschrocken, daß ich wie gelähmt stehen geblieben war; aber in der gleichen Sekunde erlosch der Lichtschein, der aus einer offenen Türe gekommen sein mußte; und in der plötzlichen Finsternis war auch von der Gestalt des Marquis im Mantel nichts mehr zu sehen. Ich hörte keinen Laut, keinen Schritt, kein Schließen einer Türe. Ich war so erschrocken, daß ich nicht mehr zur Küche ging, sondern auf mein Zimmer zurückließ."



Blick auf eine der schönsten Stellen der Dardanellen-Meerenge.

„Durchaus nicht."

Und auch Helene de Mélandre antwortete:

„Du kommst eben zum Frühstück. Warst du mit der ersten Nacht zufrieden? Hast du von den Kavalieren geträumt? Oder von sonst einem Abenteuer?"

„Nein! Nur der tote Marquis hatte zu vorwitzig zu meinem Fenster hereingeschaut; mir hatte nämlich geträumt, er wäre aus dem Rahmen seines Bildes herausgestiegen und an mein Korridorfenster hingegangen."

„Der Marquis im Mantel? Ist der wiederum gewandert? Den wollen schon mehrere in den Korridoren umherschleichend gesehen haben. Der gilt als das Hausgespenst im Schlosse."

Das hatte Raoul de Mélandre geantwortet, der noch hinzufügte: „Sind Sie nicht zu sehr erschrocken?"

„Nein! Ich konnte mich sofort überzeugen, daß das Gespenst wieder in den angewiesenen Rahmen zurückgekehrt war. Stimmt das, was Sie sagten?"

„Gewiß! Aber immer nur wußten verschiedene Diener von der Erscheinung zu erzählen. Mir ist der Marquis im Mantel noch nie begegnet."

Das Gesicht von Helene de Mélandre zeigte einen harten Ausdruck, der Martha Rothenau aufgefallen war, weshalb sie an diese die Frage stellte:

„Ist dir das Gespenst vielleicht auch schon begegnet?"

„Nein! Ich glaubte nie daran. Aber es kann dir schließlich auch ein anderes Zimmer angewiesen werden."

Das ist nicht nötig. Ich fürchte mich wirklich nicht. Solche Erscheinungen lassen sich zumeist auf die einfachste Art erklären. Ich war eben noch im Halbschlaf gewesen; und da wir gestern

„Um welche Zeit mag das gewesen sein?"

„Es hatte die Uhr noch nicht eins geschlagen."

Martha Rothenau hatte die nächtliche Erscheinung und die Bemerkung von Raoul de Mélandre, daß der angebliche Marquis im Mantel auch schon von anderen gesehen worden sein sollte, nicht vergessen. Als sie dann der Köchin begegnet war, die den Kopf eingebunden hatte und anscheinend an Zahnschmerzen litt und die wohl eine schlaflose Nacht durchwacht haben mußte, hatte Martha Rothenau mit ihr ein Gespräch begonnen und deren Erlebnis angehört.

Sie konnte sich dabei entsinnen, daß sie die nächtliche Erscheinung ungefähr in der gleichen Zeit gesehen haben wollte.

Konnten sich die beide geirrt haben? Bei ihr selbst wäre dies möglich gewesen, da sie schlaftrunken aufgeschreckt war und vor dem Schlafen lebhaft an jenes Bild gedacht hatte.

„Wußten Sie früher schon etwas von der Erscheinung des angeblichen Marquis im Mantel?"

„Gewiß! Alle wußten davon."

„Hatten Sie diese schon einmal gesehen?"

„Nein!"

„Wer hatte denn den angeblichen Marquis im Mantel schon einmal beobachtet?"

„Der Kutscher Max."

„Kann ich den nicht aufsuchen?"

„Der ist vor ein paar Monaten entlassen worden."

„Ist sonst niemand im Schlosse, der die Gestalt selbst gesehen hatte?"

„Ich weiß das nicht. Erzählt haben wohl schon alle davon."

Das war alles, was Martha Rothenau hatte in Erfahrung bringen können. (Fortsetzung folgt.)

Im Feldlazarett.

Kriegsskizze von H. Wehner.

(Nachdruck verboten.)

„Armer Kerl," — sagt Oberstabsarzt Dr. Wenden und tritt vom Lager des schwerverwundeten jungen Franzosen zurück. Dr. Dernburg nickt ein leises müdes Nicken der Zustimmung: — „Ja, das Bein wird wohl hin sein, — — wenn nicht sogar — —"

Die beiden Ärzte sehen sich an, — einen Augenblick in ernstem schweigenden Sichverstehen. Und dann blicken sie beide hinaus in die kalte nebelnde Herbstluft, die in kurzen Abständen von einem fernen dumpfen Geräusch durchgrollt wird. — Sie kennen es, jenes ferne Grollen. — — — —

Krieg! — Krieg — und Tod! — — — — — — — — —

„Ah, — Herr Kollege," — Dr. Wenden gibt sich einen Ruck, — „weiter, — weiter!"

Und es geht weiter durch den weiten Saal, von Bett zu Bett, — wo sie liegen, — ächzende, stöhnende Gestalten, — junge — junge Menschen, — die Brust zerstoßen, — die Glieder zerschmettert — wimmernde wunde Männer, — — Tod und Blut, — Blut — Blut! — — —

Das ist der Krieg! — — — — —

Der junge Franzose schlägt die Augen auf, — zwei große in irrer Fieberglut flackernde Augen! Er will sich mit der Hand über die glühende Stirn fahren, — aber unter tonlosem Ächzen sinkt der zerschossene Arm zurück. Ein gurgelnder Laut kommt von den blutlosen Lippen:

„De l'eau, — de l'eau!" — — — —

Dr. Dernburg wendet sich um.

„Schwester Pia!" — —

Und von dem Stuhl, auf dem sie zusammengekauert in dämmerndem Halbschlummer gesessen hat, erhebt sich die junge Krankenschwester. — Todmüde — trübe und irr blicken die jungen Augen aus dem bleichen übernächtigtem Gesicht. Fast mechanisch hält sie das Trinkglas an die Lippen des ächzenden Franzosen, der gierig das kühlende Naß einschlürft. Dann sinkt der müde Männerkopf wieder in die Kissen, und gleich darauf wälzt sich der Verwundete wieder in wilden Fieberphantasien auf dem Lager. Schwester Pia kennt sie schon, diese wirren unzusammenhängenden Laute.

„Ah — en avant, garçons, — en avant, — vive la patrie!" — Und dann das andere, — ächzend, — stöhnend.

„Oh — ma mère, — — oh Margot, — mon bijou!" — —

Schwester Pia blickt müde in das eingefallene Gesicht, das da vor ihr in den Kissen zuckt. — Und dann wieder die dumpfen gurgelnden Laute.

„Margot, — oh ma chère, — mon bijou'." — —

Dann tritt sie zurück. — Hinten aus der Ecke ächzt eine andere Stimme, — eine lechzende heisere Stimme:

„Schwester, — trinken, — trinken! — Wasser!" — —

Und Schwester Pia geht mit müden Schritten von Bett zu Bett, — von Lager zu Lager, — Tag für Tag, — Nacht für Nacht. — — — —

Eines Tages tritt Dr. Dernburg zu dem jungen französischen Offizier, der still und starr in den Kissen liegt. Einen kurzen, prüfenden Blick wirft der Arzt auf das bleiche Gesicht. Dann spricht er leise einige Worte zu dem Verwundeten in seiner Muttersprache. Und ein sonniges Lächeln tritt in das fahle eingefallene Gesicht des Franzosen — ein Zittern geht durch den wunden zerschmetterten Körper, dem gestern das Bein abgenommen worden ist. — Flehend erhebt sich die gesunde Linke.

„Oh, — monsieur, — vite, — vite! — Oh Margot, — ma chère — chère — Margot!" — —

Und gleich darauf tritt an der Seite des Arztes eine junge Frauengestalt in den Saal, — ein junges blasses Weib. Mit drei Schritten ist sie am Lager des Franzosen und sinkt vor demselben auf die Knie. — Und ein — zwei leise Aufschreie zittern durch den Saal.

„François, — Margot, — oh — Margot." — — — — —

Dann ist es still, — ganz — ganz still. — Lautlos haben sich die beiden Ärzte zurückgezogen. — Aus einer Ecke des Saales tönt leises verhaltenes Schluchzen. — Still und stumm sitzt Schwester Pia und schaut auf die beiden. Und Träne um Träne rollt über die bleichen Wangen. Um ihren Mund aber schwebt ein leises — leises Lächeln. — — — — — —

Tag für Tag sitzt jetzt die junge Französin am Lager des Verwundeten, und der liegt still und ruhig und hält mit der Linken die kleine Mädchenhand. —

„Margot, — mon bijou, — ma chère — Margot!" — — —

* * *

Ein Bett weiter liegt ein deutscher Offizier. Eine tückische Franktireurkugel hat Leutnant Bodenburg aus dem Sattel geworfen beim letzten tollkühnen Patrouilleritt. — Mitten durch die Brust ists gegangen. Und ernst schüttelt der Oberstabsarzt den Kopf.

„Nur Ruhe, — immer hübsch ruhig, Herr Leutnant!"

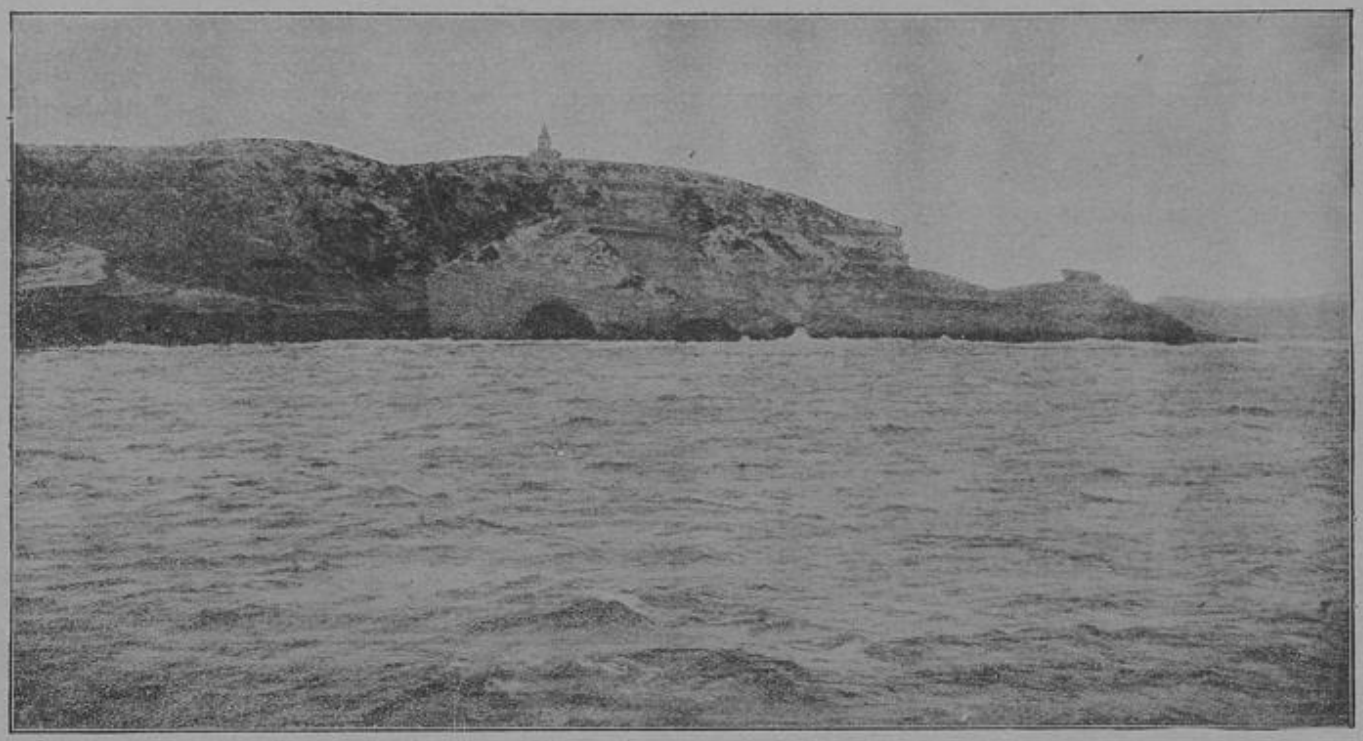
Und Walter Bodenburg liegt still und ruhig da. — Stets sitzt jetzt Schwester Pia an seinem Bett. — Nur seit dem Tage, wo die junge Französin gekommen ist, hat den Wunden eine seltsame Unruhe befallen. Von Zeit zu Zeit dreht er den Kopf und blickt hinüber zum Bett des Franzosen, und ein seltsames Zucken geht dann stets durch seinen Körper. — Auch der Arzt sieht die Unruhe des Verwundeten. Jeden Tag wird sein Blick ernster, und er kommt jetzt öfter an das Bett des Leutnants.

„Herr Leutnant, — nur Ruhe! — Ruhe allein kann Ihnen helfen." — Und der Leutnant nickt, um gleich darauf wieder einen unruhigen Blick zur Seite zu werfen. —

Und leise tönts jetzt wieder herüber:

„Margot, — Margot!" —

Es klingt so weich und kosend. —



Einfahrt der Dardanellen.

Da geht ein plötzlicher Ruck durch den wunden eingefallenen Körper des Deutschen. Seine Hand tastet nach der Rechten der Schwester. — Und leise — stockend und zagend, — fast ängstlich stammeln die bleichen Lippen einen leisen Wunsch. Mit leisem Lächeln nickt Schwester Pia Gewährung. Eine Minute später sitzt sie mit Papier und Feder hinter dem kleinen Tischchen und schreibt die wenigen Worte, die der Verwundete mit mühsamer abgerissener Stimme ihr vorstammelt. Dann geht sie, um den Brief zu besorgen. — —

Und von jetzt an liegt Walter Bodenberg still und ruhig und ein leises Leuchten huscht von Zeit zu Zeit über die eingefallenen Züge. Dr. Wenden merkt auch jetzt wieder die günstige Veränderung des Patienten.

„So ist's recht, Herr Leutnant, — nur stille!" —

Und der lächelt wie ein folgsames Kind und liegt still — ganz still. — — — — — — —

Eine Woche ist herum, — und noch eine. Und jeden Tag tastet die Hand des Verwundeten nach der Rechten der Schwester, — und jeden Tag wird sein Blick ängstlicher und fragender.

„Nicht wahr, — Schwester, — sie — sie kommt?"

Wie Flehen eines kranken Kindes klingt es. — Und Schwester Pia legt die kühle Hand auf seine heiße Stirn und beugt sich lächelnd über ihn. —

„Nur Geduld, — Herr Leutnant, — sie wird schon kommen."

Und wenn dann der Verwundete die Augen schließt und im Schlaf liegt, wankt die junge Schwester hinaus. Draußen auf dem Flur steht sie am Fenster und blickt hinaus in die graue Herbstluft. Ein Schütteln geht durch den müden jungen Körper und ihre Hand fährt langsam an die Brust, wo in der Tasche ein Papier knistert, — ein Papier mit wenigen kurzen Worten.

Ein Papier, — ein Brief, — ein langersehnter Brief. Und, sie, — sie hat ihn gelesen, — sie kennt seinen Inhalt. — Ein kurzer Brief von einer Frauenhand. — — —

Und Schwester Pia geht langsam in den Saal zurück und setzt sich zu dem stillen Verwundeten, dessen Augen schon wieder in ängstlichem Fragen an ihren Lippen hängen.

„Schwester, — Schwester, — noch nicht? — Oh, — bitte — bitte!"

Und in Schwester Pia's junges Mädchenherz kommt zum ersten Male, seit sie den Schleier nahm, ein wildes wühlendes Weh. In ihrer Brust schlägt ja nur ein weiches kleines Frauenherz, — das erbarmende sanfte Herz eines Weibes. — — —

„Schwester, — bitte, — bitte!" — —

Und Schwester Pia kämpft einen Kampf, — einen furchtbaren schweren Kampf. Ihre Hand preßt sich auf den Brief, der auf ihrer Brust knistert. Leise und starr beginnt sie.

„Herr Leutnant, — Ihre — Braut — —"

Ein rasches Zucken im Gesicht des Todwunden.

„Schwester, — meine Braut, — oh Schwester, — ein Brief?" —

Schwester Pia windet sich unter furchtbaren Geißelhieben. —

Der Brief — — der Brief! — —

Ist es nicht besser, ihm alles zu sagen? Kann sie ihn noch länger schmachten lassen in dieser Erwartung, die doch nie erfüllt werden wird? — — —

Ja, — vielleicht ist es besser. — — —

Und langsam fährt die zitternde kleine Hand in die Brusttasche. Walter Bodenburgs flackernde Fieberaugen glühen. —

Der Brief! — —

Sie zögert. — Und schon hat die Rechte des Verwundeten ihr das Blatt entrissen. Schwester Pia wendet den brennenden Blick ab. Starr und zusammengesunken sitzt sie. — —

Da! — Ein gurgelnder unartikulierter Laut, — ein heiserer Schrei, — und aus dem Munde des Todwunden quillt ein heißer Blutstrom der Schwester über Hand und Schoß. — — Schwester Pia reißt sich auf.

„Herr Doktor!" —

In wilder Angst gellt es durch den Saal. — Dr. Wenden ist schon zur Stelle. —

Auf dem Bett liegt der Verwundete, — zuckend — zitternd. Jetzt ein letztes wildes Aufbäumen, — ein wilder brechender Blick, — ein heiseres todmüdes Ächzen: — —

„Elfriede!" — —

Leutnant Bodenburg ist tot. — — — — —

* * *

Eine seltsame Gruppe steht am andern Morgen am Lager des Franzosen. — Ein junges Weib und ein alter, greiser Mann in weißem Rochet und Stola, — hinter ihnen mit seltsamem Ausdruck in den ernsten Augen die beiden Ärzte. —

Eine Trauung! —

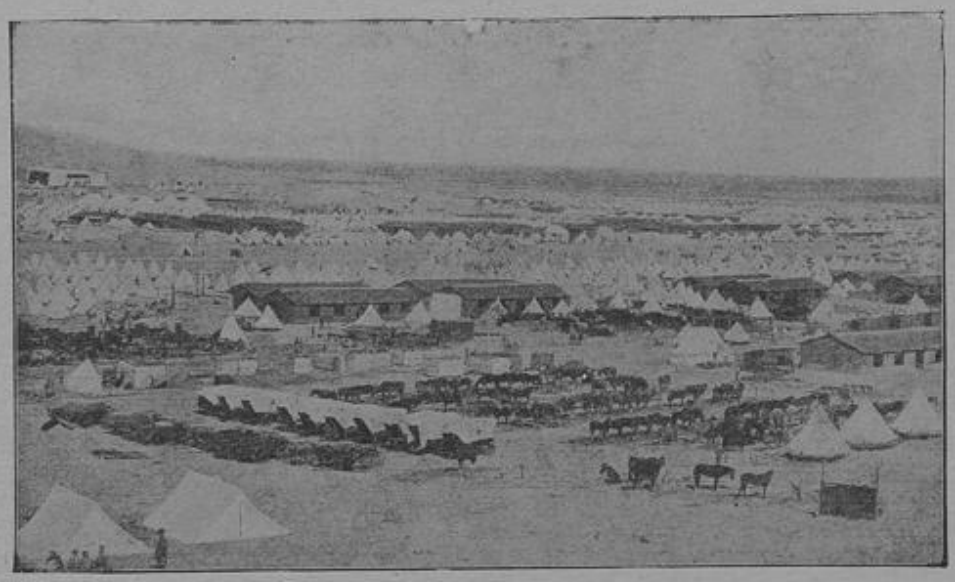
Und am Lager daneben, — am leeren Bett, steht Schwester Pia und starrt mit brennenden Augen auf die heilige Handlung. — Der Geistliche legt die Hand des Mädchens in die des Franzosen. Und der Krüppel liegt mit leuchtenden Augen still und glücklich. Leise kommen die Segensworte von den Lippen des Priesters.

Mann und Weib! — —

Und von draußen her weht durch die kalte nebelnde Herbstluft ein scharfer knatternder Ton, — ein — zwei — dreimal.

Es ist die Ehrensalve für Walter Bodenburg.

Und als das scharfe schneidende Knattern die Luft zerreißt, sinkt Schwester Pia mit einem trockenen gurgelnden Kehllaut an dem leeren Lager zusammen.



Zu den Kämpfen am Suezkanal.
Ein englisches Zeltlager in der Nähe der Pyramiden in Aegypten.

Die Volksbeglückerin.

Skizze von
E. v. Katinszky-Merzenich.

(Nachdr. verb.)

„Wenn du noch zehn Minuten bleibst, erzähle ich dir, was mir unlängst passiert ist" — so sprach meine Freundin Specki. Sie hat immer Erlebnisse auf der Straße, da sie sich jeder Sache annimmt, die ihr ungerecht erscheint. Wenn sich zwei Jungen prügeln, mischt sie sich ein und ruht nicht eher, bis sich die Helden versöhnt haben. Einmal bekam sie auf ihre besorgte Frage: „Aber liebe Kinder, warum haut ihr euch denn so fürchterlich?" die beruhigende Antwort: „Weil es uns Spaß macht!" Ein andermal nahm sie einen älteren Mann mit in ihre Wohnung, da er ihr äußerst bedürftig und hungrig erschien. Sie gedachte ihn mit einem Teller Erbsensuppe zu laben, Wurstscheibchen und Speck sollten die Liebesgabe noch besonders reizvoll gestalten. Mit viel Freude hörte sie den Mann auf der Diele die Suppe auslöffeln, sie blieb taktvoll durch ein Zimmer von ihrem Günstling getrennt stehen — plötzlich klappt die Korridortür ins Schloß, Specki eilt von bösen Ahnungen gepeinigt hinaus, sie hat wieder aus übertriebenem Feingefühl dem Bettler ruhig einen silbernen Löffel hingelegt. Auf diese Weise hat sie schon verschiedene silberne Löffel eingebüßt, aber sie bringt es doch nicht übers Herz, einem Fremden einen Zinnlöffel zu geben; die Leute müssen sehen, daß man Vertrauen zu ihnen hat. Gottlob, sie hat sich in diesem Manne nicht getäuscht. Da steht, fein säuberlich ausgegessen, der Suppenteller, und der Löffel liegt dabei. Specki freut sich von Herzen — muß der arme Kerl einen Hunger gehabt haben!! Am Nachmittag regnet es stark, Specki muß eine notwendige Besorgung machen. Als sie auf der Straße ihren Schirm öffnet, da strömt unendlicher Regen auf ihren Hut, — zuerst denkt Specki, es hagelt, aber dann sieht sie, ohne recht zu begreifen, daß es direkt Erbsensuppe hagelt! Langsam, sehr langsam hat Specki den Zusammenhang erfaßt. Der arme, hungrige Mann hatte nur die Wurstscheibchen und den Speck aus der Suppe herausgefischt, den nicht erwünschten Rest hatte er, um die gute Dame nicht zu kränken, in den Schirm geschüttet, der auf der Diele stand. Nein, Specki hatte kein Glück mit den armen Leuten, sie traf immer die Verkehrten. Andere Menschen erzählten rührende Geschichten von Dankbarkeit, die sie für ihre Guttaten eingeheimst, Specki hatte bis jetzt nur Undank kennen gelernt. Sie konnte einem leid tun.

„Ja, also denk dir, als ich vor einigen Tagen nach meinem Kriegskinderhort gehe, begegnet mir ein junger Mensch, der mir Blumen zum Kauf anbietet, mit kläglicher Stimme jammert er: „Ach, gnädige Frau, kaufen Sie mir doch etwas ab, ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen." Da es knapp 8 Uhr war, konnte ich den Fall an und für sich nicht so tragisch finden, aber ich überlegte, daß der junge Mensch möglicherweise schon seit 5 Uhr auf den Beinen war, kurz und gut, ich sagte ihm, daß ich zwar kein Geld bei mir habe, aber er solle mir für eine Mark Blumen in meine Wohnung bringen. Ich gab ihm meine Adresse, sagte, er solle sich bei dem Dienstmädchen auf mich berufen und eilte dann mit dem frohen Bewußtsein, etwas Menschenfreundliches getan zu haben, zu meinen Pflegekindern.

Als ich einige Stunden später nach Hause komme, da macht mir Marie, du weißt, ich habe sie schon 7 Jahren, und sie darf sich auch mal ein Urteil erlauben, mit sehr bekümmerter Miene die Tür auf. Vorwurfsvoll und zart verweisend sieht sie mich an. „Gnädige Frau, ich sage gewiß nichts dagegen, daß wir uns jetzt einschränken, das tun alle Familien, aber daß gnädige Frau in diesen Zeiten Blumen kauft, das ist doch gewiß überflüssig, und dann gleich für so viel Geld!" „Nun beruhigen Sie sich nur, Marie, die eine Mark werden wir auch noch verschmerzen, außerdem ist es ein gutes Werk, wenn man so einem armen Menschen einen kleinen Verdienst zukommen läßt." Da sieht sie mich mit aufgerissenen Augen an: „Was sagt gnädige Frau? eine Mark! Fünf Mark hat mir der unverschämte Mensch abverlangt. Er schwur hoch und heilig, daß gnädige Frau ihm fünf Mark versprochen." Jetzt war die Reihe, empört zu sein. an mir — du kannst dir meine gerechte Entrüstung vorstellen. Ich sah mir die Blumenpracht für fünf deutsche Reichsmark an, er hatte mir die allerschlechtesten ausgesucht!"

Drei Tage später wandere ich mit Specki durch die Berliner Straße, da schreit sie auf einmal begeistert auf: „Da ist er, der mich so schmählich geärgert und betrogen hat, solche Menschen sind ein Krebsschaden für die Allgemeinheit; sie machen einem das Herz unempfindsam und hart für wirklich Bedürftige und müssen energisch bestraft werden." Mit diesen Worten schritt meine temperamentvolle Volkserzieherin auf einen jungen Mann los, der einen alten, mit Blumen gefüllten Kinderwagen vor sich herschob. „Hören Sie mal, Sie haben mich ja neulich eklig betrogen, wie können Sie meinem Mädchen sagen, ich hätte für fünf Mark Blumen bei Ihnen bestellt, das ist zum mindesten eine bodenlose Unverschämtheit, und ich werde Sie beim nächsten Polizeirevier anzeigen." Der Blumenhändler sieht Specki an und sagt dann seelenruhig: „Junge Frau, Sie irren sich, ik bin mir nicht bewußt." „Faule Ausrede — ich werde Sie energisch bestrafen lassen." „Ik bin mir nicht bewußt", sagt der Jüngling immer noch gleichmütig. Viele freundliche Zuschauer hatten sich bereits um uns versammelt. Ich bin in solchen Sachen etwas empfindlich und gab Specki einen leisen Wink, wir wollten doch nun weitergehen. Aber Specki mußte ihren Triumph voll und ganz auskosten. „Gehen Sie mal mit in meine Wohnung, da werde ich Sie meinem Mädchen gegenüberstellen; ich will doch sehen, ob Sie dann auch noch den traurigen Mut haben, Ihre Betrügerei abzuleugnen."

„Ik bin mir nicht bewußt", papageite der Sünder, „ik gehe auch mit Ihnen, warum nicht!"

Und so zogen wir denn los; Gottlob war die Wohnung in nächster Nähe. Marie öffnete die Tür, und Specki spricht im Brustton der tiefsten Überzeugung: „Marie, das ist doch der junge Mensch, der Ihnen unlängst für fünf Mark Blumen verkauft hat?"

Zögernd, stotternd sagt Marie: „Ich — ich kann es nicht bestimmt sagen, ich habe mir den jungen Mann damals nicht so genau angesehen — dabei zwinkert sie Specki sehr energisch mit den Augen zu — und das Zwinkern wollte sagen — es liegt ein Irrtum vor, es ist nicht der Richtige! Specki merkt sofort ihren Fehlgriff, und nun redet sie erst recht auf den „Ik bin mir nicht bewußt" ein: „Man kann sich ja natürlich irren, also schön, wenn Sie mir die Blumen nicht verkauft haben, dann tut es mir leid, daß ich Sie verdächtigt habe, hier haben Sie 50 Pfennig auf den Schreck und nun freuen Sie sich, daß Sie ein anständiger Mensch sind. Der „anständige Mensch" nimmt Specki den Verdacht auch weiter nicht übel. Er steckt schmunzelnd das Geld ein und murmelt: „Wie wer ik so ne ausverschämte Sachen machen!" Dann verschwindet er mit dem Versprechen, jede Woche einmal nachfragen zu wollen, ob die gnädige Frau Blumen nötig habe! Bis jetzt hat er sein Wort gehalten, und Specki kauft und ist wohltätig!

Ich werde aber den Verdacht nicht los, daß der junge Mensch, der nicht aus der Fassung zu bringen war, doch der Richtige war, sagen wir milde, „das Geschäftsgenie" gewesen ist.

Fürst Thun,
der bisherige Statthalter von Böhmen.

Graf Coudenhove,
der neue Statthalter von Böhmen.

Sprüche.

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt,
Daß ihr auf einmal nicht sie allzu sehr beschwert,
Es geht der Jugend wie den Alten,
Wer alles fassen soll, wird endlich nichts behalten.

*

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen;
Wer selbst nicht besser ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

*

Wozu hätten wir eine Seele, als um die angeborene Neigung unserer Natur, welche sich dem Schmerze willenlos fügen will, zu bekämpfen und zu besiegen.

*

Gelehrsamkeit ist ein großer Schlüsselbund, der aber noch lange nicht alle Schlösser aufschließt. Nur das Genie ist der Dietrich, der für alle paßt.

*

Das Leben ist kein Traum. Es wird nur zum Traume durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt.

*

Wer nicht Wort hält, büßt das Vertrauen ein.

Unsere Bilder.

General Liman von Sanders, Kommandant der Dardanellen-Armee. Durch den Sultan ist angeordnet worden, daß die an den Dardanellen zusammengezogenen Streitkräfte eine Armee und zwar die fünfte bilden sollen. Der Oberbefehl hierüber ist dem Marschall Liman von Sanders anvertraut worden.

Zum Besuch des Generals Pau in Serbien. General Pau stattete vor kurzem dem serbischen Hof einen Besuch ab und überbrachte dem Kronprinzen und Regenten persönlich die neue Militärmedaille. Unsere Aufnahme zeigt Kronprinz Alexander und General Pau auf der Treppe der Königlichen Residenz in Nisch, im Hintergrund in der Mitte der Treppe Paschitsch, der serbische Ministerpräsident.

Zum Angriff auf die Dardanellen. Zum Angriff auf die Dardanellen verwendet die englische Marine ihre schwersten Geschütze. Wir sehen auf unserer Aufnahme, wie die Munition für die schweren Schiffskanonen an Bord eines englischen Kreuzers transportiert wird.

Zum Statthalter-Wechsel in Böhmen. Der bisherige Statthalter von Böhmen, Fürst von Thun, wurde auf seine Bitte wegen eines ernsten Augenleidens von seinem Posten enthoben und in den Ruhestand versetzt. Zu seinem Nachfolger wurde der Landespräsident von Schlesien, Graf Coudenhove, ernannt.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Weise ist der und ehrenwert,
Der alle Dinge zum Besten kehrt.

*

Was nicht ewig ist, ist Nichts!
Nutz' die Zeit, denk an die Ewigkeit!

Die erste Feldpost. Die Sachsen dürfen sich rühmen, die erste Feldpost besessen zu haben. Während des Türkenkrieges im Jahre 1683 und dann wieder 1691 während des Rheinfeldzuges folgte das „Hof- und Feldpostamt" den kämpfenden sächsischen Truppen und vermittelte deren Verbindung mit der Heimat. Die noch erhaltene erste Feldpost-Dienstordnung, die nur drei Druckseiten umfaßt, wurde vom Kurfürsten Johann Georg III. am 30. April 1691 erlassen. Aus ihr geht hervor, daß die gesamten Geschäfte der Feldpost damals noch von einem einzigen Beamten erledigt werden konnten. Dieser besorgte zweimal wöchentlich die Briefbeförderung zwischen dem jeweiligen Quartier der Truppen und der nächsten Reichspostanstalt, wo die weitere Bestellung durch die gewöhnlichen Posten erfolgte. Als heimatliche Sammelstelle diente das Oberpostamt in Leipzig. Obgleich also die damalige Feldpost der Reichspost in die Hand arbeitete, wurde sie doch von ihr angefochten. So bereitete der österreichische Generalpostmeister Graf Paar allerlei Hindernisse, und auch Graf Taxis, der das Postwesen eines großen Teiles von Deutschland gepachtet hatte, suchte die der sächsischen Armee nach dem Rhein gefolgte Feldpost zu verdrängen. Erst das Eingreifen des Kaisers brachte hierin Wandel, und in jedem Feldzug, an dem sich die sächsischen Truppen in der folgenden Zeit beteiligten, sehen wir auch die Feldpost wieder arbeiten. Im Jahre 1806 hatte sie es auf drei Beamte, sechs Postillone und zwölf Postpferde gebracht. In Preußen wurde die erste Feldpost von Friedrich Wilhelm I., im Jahre 1716 während des vorpommerschen Krieges eingerichtet. Auch sie bewegte sich mit dem Heere und hatte durch Feldpostillone die Verbindung der Truppen mit der Heimat aufrecht zu erhalten. Bei der Neubildung des Heeres durch den König erhielt später jedes Armeekorps ein Feldpostamt, jede Brigade eine Feldpostexpedition. Derart geordnet, bewährte sich die preußische Feldpost vorzüglich während des siebenjährigen Krieges, und als Friedrich der Große am 30. März 1763 in Berlin wieder einzog, durften ihre Postillone im festlichen Zug nicht fehlen. Im Unglücksjahr 1806 setzte sich die preußische Feldpost aus 3 Postmeistern, 27 Sekretären, 4 Feldpostbriefträgern, 79 Postillonen sowie 139 Pferden und 27 Wagen zusammen. Leider waren damals die Klagen über ihren mangelhaften Betrieb an der Tagesordnung, und auch während der Freiheitskriege konnte die Militärverwaltung noch nicht an eine Neuordnung denken, da andere Aufgaben vorangingen. Erst durch Stephan ist die preußische und später die deutsche Feldpost auf die Höhe gebracht worden.

*

Verwendung von Ruß bei Flugzeugen. Um die Flugzeuge auf große Distanz zu signalisieren, wenigstens so weit, als der Flieger sich in Sicht der eigenen Beobachter befindet, was bei klarem Wetter auch während der Schlacht fast stets der Fall ist, selbst wenn der Flug bis über die Artilleriestellungen des Feindes führt, bedient man sich meist optischer Signalisierungsvorrichtungen. Durch Flaggen, die durch den Beobachter geschwenkt werden, gelingt es sehr gut, auf nicht zu große Distanz mit Hilfe des Morsecodes Zeichen zu übermitteln. Eine überaus interessante Methode anderer Art wurde von dem Amerikaner Means angegeben, die sehr häufig angewendet wird. Im Prinzip besteht seine Vorrichtung aus einem Gefäß, welches etwa 20 l Lampenruß faßt. Wenn die Abgase des Motors hindurchgeleitet werden, so wird Ruß durch eine Öffnung herausgeblasen und bildet eine ziemlich große schwarze Wolke. Durch eine Klappe kann der Auspuff beliebig geöffnet und geschlossen werden, so daß man während des Fluges eine große Zahl dieser Wölkchen herstellen kann, die in ihrer Aufeinanderfolge den Morsezeichen entsprechen.

*

Gretchens Kriegsphilosophie. Eine elsässische Lehrerin schreibt der Straßburger Post: Das Gretchen ist eben acht Jahre alt. Aus seinem kleinen Kindergesicht gucken die blauen Augen mich in letzter Zeit recht nachdenklich an; denn Gretchens Vater ist bei den Kämpfern in Rußland. Neulich erzählte das Kind mir, wie der Krieg angefangen habe: Es war einmal ein Erzherzog-Kronleuchter, der hatte drei Kinderchen. Eines Tages fuhr er aus mit seiner lieben Frau, und da kamen die Serben und warfen Bomben von einer Seite, und von der anderen schossen sie. Da hatten die Kinderchen keine Eltern mehr und mußten allein bleiben. Da sagten die Österreicher: Das ist eine Frechheit, unseren geliebten Thronfolger wegzunehmen, und wenn ihr jetzt nicht brav seid, dann kommen wir mit unseren Soldaten und klopfen euch! Die Serben bekamen Angst und dachten: Wir haben noch einen Freund zum Helfen, das ist Rußland. Und da wollten die Serben und die Russen mit Österreich kämpfen. Die Deutschen aber wohnten neben dran neben Österreich. Da schrieb unser Kaiser nach Rußland an den Kaiser von Rußland ein Telegramm und sagte: Das geht nicht so weiter, wenn Du jetzt mobil machst, muß ich doch auch mobil machen. Das geht nicht. Da haben wir gesehen, daß die Franzosen schon in die Vogesen gezogen sind mit ihren Truppen. Die haben gedacht: Jetzt machen wir auch Krieg und helfen den Russen, und da wollen wir mal die Deutschen zusammendrücken. Die Deutschen aber sagten: Geht weg oder ich wehr mich! Und der Kaiser meinte: Jetzt ist Krieg! Nun kamen die Engländer und sagten: Wir machen auch mit den anderen mit! Denn sie waren neidisch, weil Deutschland so schöne Schiffe hatte und weil wir alle die Früchte holen können, die wir nicht im Elsaß haben: die Datteln und Zitronen, die Apfelsinen und Feigen, die Bananen, den Kaffee, die Schokolade und das Johannisbrot. Und wie England Krieg machte, kamen die Montenegriner gelaufen und noch alle anderen. Da sagte der liebe Gott: Und jetzt müssen die Deutschen doch gewinnen, denn ich helfe ihnen!

Im Schützengraben. Beim Regiment X ist ein neuer, mächtig tiefer Laufgraben fertiggestellt worden, der am Geburtstage des Kaisers eingeweiht und auf Anordnung des Hauptmanns „Kaiser-Wilhelm-Graben" genannt werden soll. In der Nacht regnet es fürchterlich, und am Morgen ist der Graben voll Wasser. Sofort hieß er bei den Mannschaften „Kaiser-Wilhelm-Kanal"!

Flickstunde im Felde.

Rätsel.

Ein wunderlicher Jägersmann!
Er hat ein grünes Röckchen an.
Wird ihm jedoch von Zeit zu Zeit
Zu schlecht das abgetragne Kleid,
Nicht bringt's dem Trödler er zu Kauf,
Nein, mit Behagen frißt er's auf.
Im Sommer ist der freie Wald
Für ihn der liebste Aufenthalt,
Wo eifrig er nach Beute späht
Und auch die kleinste nicht verschmäht.
Doch naht die rauhe Winterzeit,
So sucht er düstre Einsamkeit
Und schläft den lieben langen Tag,
Verschont von aller Not und Plag'.
Zuweilen freilich läßt man ihn
Nicht frei die eigne Straße ziehn.
Er, der Gelehrte wider Willen,
Soll was die Zukunft birgt enthüllen.
Man rühmt ihn als Autorität
In Sachen, die er nicht versteht
Und schilt, geht's später dann verkehrt:
Der Schelm ist nicht des Futters wert.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Und.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur T. Kellen, Bredeney (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).